

ßen Konflikts einmal ab – das Sowjetregime hat noch nie seine Existenz bewußt aufs Spiel gesetzt –, so ist zu bedenken, daß eben mit diesen konservativen Methoden das System bereits beim Tode Stalins in eine Sackgasse zu geraten drohte. Zum Teil steht dahinter wohl der sowjetische „Wahlkampf“, der politische Wettbewerb um maximale bürokratische Unterstützung.

Doch wie kann es weitergehen? Wird sich das Regime in einen wiederauflebenden russischen Nationalismus zurückziehen, wie Solschenizyn empfahl? Aber das Ziel der politischen „Gleichberechtigung“ mit dem Westen – die das System bei seiner wirtschaftlichen Schwäche und nachlassenden ideologisch-politischen Ausstrahlung nur militärisch begründen kann – ist das Leitmotiv des russischen Staates schlechthin gewesen, und keine Führung wird sich leisten können, es einfach aufzugeben. Das könnte sogar zu einem Coup des Militärs führen. Also bleibt die „Flucht nach vorn“, in militärische Abenteuer, wie sie Chruschtschow 1962 mit seinem kubanischen Raketen-Poker unternahm? Dieser Stil entspricht am wenigsten der Mentalität der Berufspolitiker des Breschnew-schen Politbüros; aber neue Männer könnten anders denken, zumal wenn sie nicht mehr von dem entscheidenden Erlebnis des Zweiten Weltkriegs geprägt sein werden. Schließlich bleibt der Versuch wirklicher liberalisierender großer Reformen, der zugleich einer *neuen Entspannungspolitik* den Weg ebnen könnte. Doch hierfür fehlt es weitgehend an den *institutionellen Voraussetzungen*: Die Macht liegt bei den konservativen, mit der Sicherheit befaßten Apparaten von Partei, Militär, Polizei. Die Erfahrung in Osteuropa zeigt, daß solche Reformen auf quasi-revolutionärem Wege von einer starken Führung im Bunde mit der Öffentlichkeit unternommen werden muß-

ten – eine Öffentlichkeit, die es in der Sowjetunion, ohne autonome Artikulierung von Interessen, geschweige denn autonome Organisationen, allenfalls erst im Ansatz gibt. Wird überhaupt der Apparat solche Führer aufsteigen lassen? Und was würde dann aus dem Sowjetimperium?

Die *unmittelbare Hauptgefahr* scheint daher zu sein, daß neue, unerfahrenere Führer, die aber noch chauvinistischer sein könnten, den vermeintlich dekadenten Westen falsch einschätzen und Fehlentscheidungen treffen. Die Aufrechterhaltung des Dialogs – eben als eine Art wechselseitigen Schulungsprozesses – scheint insofern die einzige Rückversicherung gegen ein Fiasko zu sein. Denn so wenig sowjetische Führer, geschult im Denken des „kto – kogo“ („wer besiegt wen?“), in westlicher Konzilianz eine Tugend sehen, so wenig darf der Westen vergessen, daß eine Führung zu politischen Abenteuern Zuflucht nehmen könnte, eben weil sie sich „an die Wand gedrängt“ fühlt. *Längerfristig* scheint daher die Herausforderung an die westliche Politik tatsächlich darin zu bestehen (wie es der Planungsstab des Auswärtigen Amtes formulierte), „to manage the decline of the Soviet Empire“.

Astrid von Borcke

Literaturhinweis:

Eine ausgezeichnete Untersuchung über die Entwicklung des Sowjetsystems in seiner Beziehung zur Gesellschaft bietet *Hélène Carrère d'Encausse*, *Le pouvoir confisqué. Gouvernants et gouvernés en U.R.S.S.* Flammarion, Paris 1980.

Michael S. Voslensky, *Nomenklatura*. Die herrschende Klasse der Sowjetunion, Verlag Fritz Molden, Wien 1980, ist ein aufschlußreicher „Insider“-Bericht.

Zum praktisch-politischen Erklärungswert verschiedener westlicher Ansätze und „Modelle“ zur Deutung der sowjetischen Politik vgl. *Astrid von Borcke/Gerhard Simon*, *Neue Wege der Sowjetunion-Forschung*, Nomos, Baden-Baden 1980.

Interview

Ist Gott gesellschaftlich Randphänomen?

Ein Gespräch mit Nikolaus Lobkowicz

Unsere Gesellschaften sind weltanschaulich plural und verstehen sich säkular. Es gibt nicht nur die verschiedenen Religionen und Weltanschauungen, sondern der Gottesglaube selbst ist in ihnen nichts Selbstverständliches. Gott ist vor allem öffentlich kein Mittelpunkt. Was das für das religiöse Klima und den Glauben des einzelnen bedeutet, war Gegenstand eines Gesprächs mit Nikolaus Lobkowicz. Lobkowicz – von 1972 bis 1982 Präsident der Universität München und bekannter Hegel- und Marxforscher – ist Professor für politische Philosophie am Geschwister-Scholl-Institut in München. Die Fragen stellte D. A. Seeber.

HK: Herr Professor Lobkowicz, von einem zeitgenössischen italienischen Religionsphänomenologen stammt das Wort, Gott führe in unseren sprachlichen und sonstigen Lebensäußerungen nur noch eine „semantische Randexistenz“. Kann das etwas anderes heißen, als daß Gott in unserer Lebenswelt, jedenfalls in den unsere Gesellschaft bestimmenden Lebensprozessen so gut wie gar nicht vorkommt?

Lobkowicz: Ich weiß nicht recht, was das heißen soll, Gott komme in den gesellschaftlichen Lebensprozessen so

gut wie gar nicht vor. Wir sprechen zwar weniger von Gott als früher, insoweit haben Sie recht, aber das ist vermutlich sehr viel weniger dramatisch, als man gerne meint. Schlagen Sie einen Roman nach, überfliegen Sie ein Gedicht, lesen Sie ein philosophisches Werk der Gegenwart und ziehen Sie einen Vergleich mit entsprechenden Texten des 19. Jahrhunderts, der Unterschied dürfte nicht sehr erheblich sein ...

HK: Bei einem Vergleich auf hohem kulturellen Niveau und zwischen intellektuellen Eliten mag das zutreffen. Meine Frage zielte weniger auf die Roman- und Gelehrten-, sondern mehr auf die Alltagswelt ...

Lobkowicz: Für das Alltagsleben trifft zwar zu, daß im Durchschnitt viel weniger gebetet wird, daß Gebet sogar weitgehend seinen früheren gesellschaftlichen Stellenwert verloren hat und man sich bei Diskussionen – etwa in der Erziehung der Kinder oder bei Auseinandersetzungen über normative Grundsatzfragen – sehr viel weniger leicht auf Gott beruft als früher. Aber man hat auch früher nicht ständig von Gott gesprochen. Im übrigen endet auch heute noch der Beamteneid, zumindest in Bayern, mit der Wendung „so wahr mir Gott helfe“ und spricht die Präambel des Grundgesetzes vom „Bewußtsein der Verantwortung vor Gott“.

„Alles Religiöse ist in einer früher unbekanntem Weise privat geworden“

HK: Sind das mehr als letzte hohle Reste in einer gesellschaftlichen Öffentlichkeit, für die Gott selbst als Tradition und Symbolik keine Bedeutung mehr hat?

Lobkowicz: Ich sehe das nicht so pessimistisch, wie Sie es formulieren. Wenn Sie aufs Land gehen, finden Sie – vor allem in Süddeutschland – noch überall an den Wegrändern Kreuze oder Marterln, auch neue. Es werden gelegentlich auch heute noch von Privatleuten Kapellen errichtet, gibt es Fronleichnamprozessionen usw. Es gibt also durchaus religiöse, auf den Gottesglauben verweisende Traditionen und auch nach wie vor eine entsprechende Symbolik. Natürlich können Sie einwenden, die Wendungen im Beamteneid oder in der Präambel zum Grundgesetz seien bloße Floskeln. Aber waren sie das vor zwanzig, fünfzig oder hundert Jahren weniger? Einen Eid brach man nicht – aber weil es eben ein Eid war und nicht weil ausdrücklich von Gott die Rede war. Und Berufungen auf Gott in Präambeln werden auch nicht erst heute als hohl empfunden.

HK: D'accord. Aber die von Ihnen genannten Beispiele scheinen mir gerade die These von Gott als „Randphänomen“ zu bestätigen. Viele, die heute aus Zufall einer Fronleichnamprozession zusehen, erleben diese als etwas Exotisches oder als einen Brauch, der ihnen wenig oder nichts sagt. Aber davon abgesehen, läßt sich leugnen, daß heute sehr viel weniger Menschen an Gott glauben, jedenfalls im Sinne eines ausdrücklichen Bekenntnisses, und daß der

Gottesglaube in unserer Gesellschaft weniger Gewicht hat als früher?

Lobkowicz: Ihrer ersten Frage werde ich, fürchte ich, zustimmen müssen. Aber auch hier ist der Wandel nicht so dramatisch, wie man meint. Erklärte Atheisten gibt es gar nicht so viele, eher schon Skeptiker, die auf die Frage nach Gottes Existenz zögernd und ausweichend antworten, oft weil sie mit der „offiziellen Gottesversion“ nicht viel anfangen können ...

HK: ... oder auch, weil sie im Sinne meiner zweiten Frage in ihrer konkreten Lebenswelt – in Arbeit und Beruf, im eigenen Lebenskreis, in der kulturellen und politischen Öffentlichkeit – auf wenig stoßen, was sie zum Nachdenken über Gott veranlassen oder zwingen würde ...

Lobkowicz: Ich stimme Ihnen in dem Sinne zu, daß alles Religiöse in einer früher unbekanntem Weise „privat“ geworden ist. In einer pluralistischen Gesellschaft „bekennt“ man sich zu Gott nur in Extremsituationen, scheut man sich seine persönliche Glaubensgestalt vorzuweisen, fühlt man sich sogar oft unwohl, wenn von Gott gesprochen wird. In diesem Sinne ist zweifellos richtig, daß Gott „in den Lebensprozessen“ weniger oft vorkommt; aber das hat jedenfalls zunächst einmal nicht die beängstigenden Implikationen, die Sie offenbar im Geiste damit verbinden.

HK: Aber wer öffentlich Gott nicht begegnet, hat es auch persönlich schwerer, an Gott zu glauben. Und tatsächlich ist die Privatisierung der Religion – vielleicht phasenverschoben – von einem erkennbaren Rückgang an persönlicher Glaubenspraxis begleitet ...

Lobkowicz: Das ist sicher eine große Gefahr. Wenn der Gottesglaube ein anerkanntes und unbestrittenes Element des gesellschaftlichen Lebens (was immer das sein mag) ist, dann wachsen viele gleichsam in den Glauben hinein. Wenn dieses Element fehlt, ist die (mögliche) Begegnung mit Gott allein eine Bekehrung. Und Bekehrung ist, wie ein gescheiter Jesuit einmal sagte, nicht erblich. Gottesglaube als prägendes Element der Gesellschaft kann zwar auch zur Folge haben, daß man leicht meint, viele würden glauben, während in Wirklichkeit bloß viele vergleichsweise gedankenlos bei einer gesellschaftlichen Konvention mitmachen. Aber Bekehrung ist eben eben auch – zumindest in den meisten Fällen nicht – ein Blitz aus dem heiteren Himmel ...

„Wir sind wissenschaftlich um so kompetenter, je abstrakter die Ergebnisse sind“

HK: Gilt das Desinteresse an Gott trotz vieler ausgetauschter Höflichkeiten zwischen Theologie und Profanwissenschaften nicht in besonderer Weise für das wissenschaftliche Denken, jedenfalls soweit dieses Denken und auch der wissenschaftliche Betrieb gesellschaftsprägend sind?

Lobkowicz: Das sehe ich anders. Nach meiner Beobachtung ist der Gottesglaube bei Gebildeten heute verbreiteter als bei weniger Gebildeten, zumal in städtischer Umgebung; Universitätsprofessoren, die schlichtweg nicht an Gott glauben, sind z. B. sehr viel seltener, als man meint.

HK: Aber ändert das etwas an der Tatsache, daß sich beide „Lager“ wenig zu sagen haben, weil die profane Wissenschaft für alles, was mit der denkerischen Annäherung an die Gottesfrage zu tun hat, sich wenig interessiert?

Lobkowicz: Ich vermag nicht einzusehen, warum der Wissenschaftler *als solcher* an der Gottesfrage interessiert sein soll. Physikalische, chemische, geologische Zusammenhänge sehen ja nicht anders aus, ob ich an Gott glaube oder nicht; auch ein Gedicht, eine historische Epoche oder Gestalt, eine soziologische Gesetzmäßigkeit, die ja alle Erkenntnisse von unserer Welt sind, werden als kompetent oder inkompetent, aber nicht danach beurteilt, ob man an Gott glaubt. Je näher ein Fach der Philosophie steht, um so weniger trifft dies freilich zu; aber auch in der Philosophie, z. B. auf breiten Gebieten der Ethik und erst recht in der formalen Logik, kann man sich über wichtige Fragen einigen, ohne auf Gott Rekurs zu nehmen ...

HK: Trennen Sie da nicht zu scharf? Alle Wissenschaften machen Aussagen über den Menschen und verändern sein Leben, zudem macht jede Wissenschaft Aussagen über ihren eigenen Bereich hinaus. Da macht es für die Gottesfrage schon etwas aus, ob das wissenschaftliche Klima gegenüber Fragen, die Menschen sich über Gott stellen, aufgeschlossen oder gleichgültig ist.

Lobkowicz: Das ist ein anderes Problem. Wenn Johannes Paul II. im Kölner Dom sagte, profanwissenschaftliche und religiöse bzw. theologische Fragen könnten miteinander gar nicht in Konflikt geraten, so könnte man meinen, ein solcher Gottesglaube, der mit der maßgeblichen Gestalt unseres modernen Wissens nicht in Konflikt zu geraten vermag, sei etwas arg Dünnes, Blasses. Aber dieser Meinung kann man nur sein, wenn man die Wissenschaft mißversteht: Sie ist keine Antwort auf existentielle Fragen.

HK: Aber die Wissenschaften sind Leitbildlieferanten, formen das Weltbild des einzelnen und bestimmen maßgebend das geistige Klima. Es ist wohl auch so, daß im Zweifelsfall der Wissenschaft immer noch bereitwilliger geglaubt wird, auch dort, wo sie außerhalb ihrer Kompetenz spricht, als „existentiell“ argumentierenden Theologen oder dem christlichen Gott.

Lobkowicz: Wissenschaftsgläubigkeit läßt sich wissenschaftlich in keiner Weise rechtfertigen. Ich würde sogar so weit gehen zu sagen, daß es heute zu den wichtigsten Verantwortungen der Wissenschaftler gehört, vor einer Überschätzung ihrer Tätigkeit und ihrer Ergebnisse zu warnen. Wir sind – das ergibt sich aus dem Wesen der Wissenschaft – wissenschaftlich um so kompetenter, je abstrakter unsere Ergebnisse sind, je mehr sie vom Le-

benszusammenhang abstrahieren. Und sogar diese Kompetenz ist sehr viel schmäler, als der Laie meint. Wenn man fragt, was in der Wissenschaft wirklich völlig unbestritten richtig ist, wird der kompetente Wissenschaftler wenig und auch dieses nur sehr zögernd vortragen.

HK: Aber je abstrakter die Wissenschaft, um so abstrakter das Weltbild und der Wirklichkeitsbezug, den wissenschaftliches Denken vermittelt. Ist nicht auch unser Gottesbezug ganz entschieden von dieser Art Wirklichkeitsbezug beeinflusst, und verliert er nicht gerade dadurch an Lebensnähe, wird diffus und ist ständig in Gefahr, sich in sich selbst aufzulösen?

Lobkowicz: So sicher wie Sie bin ich mir da nicht. Gewiß, wir haben uns daran gewöhnt, daß alles Mögliche von Menschen bewerkstelligt werden kann, was früher als „prometheisch“ galt, als eine Usurpation von Möglichkeiten, die Gott oder doch übernatürlichen Wesen zustehen: zu fliegen, sich im Weltall zu bewegen, Immenses zu errichten und über Nacht zu zerstören, scheinbar Unheilbares zu heilen, Unlösbares zu lösen ...

HK: Ist die Machbarkeit das eigentliche Problem oder nicht viel mehr die Unanschaulichkeit Gottes? Denn daß die Welt für den Menschen nicht einfach machbar, ihr Sinn nicht einfach konstruierbar ist, dürfte jedem einsichtig sein, aber was fehlt, ist zunächst die Unmittelbarkeit zur Schöpfung und deswegen auch das Betroffensein vom Schöpfer.

Lobkowicz: Das meinte ich ja. Früher, wenn man die vier Wände seines Hauses oder auch seiner Hütte verließ, sah man über sich den Himmel (der ja nicht nur in der Antike als Inbegriff des Göttlichen galt), war man den Wettern ausgesetzt, hing man in der Ernährung von den Gezeiten ab usf. Heute sieht man, wenn man in der Nacht zum Himmel blickt, Straßenlaternen; merkt der Städter kaum, welches Wetter herrscht, haben wir fast vergessen, daß unsere Nahrung der Natur entspringt. Wenn es heute schwieriger geworden ist, um eine gute Ernte oder das für sie erforderliche Wetter, für Gesundheit, für die Abwendung eines Schicksalsschlages zu beten, dann u. a. deshalb, weil unser Kontakt mit der Naturwirklichkeit so künstlich geschützt ist und weil wir so viele physikalische, chemische, biologische Gesetzmäßigkeiten kennen und jede Gebetserhörung durchaus auch natürlich zu erklären ist. Aber man fragt sich dann auch wieder, wie wesentlich das alles ist ...

„Geniale Wissenschaftler waren nicht selten fromme Christen“

HK: Jedenfalls wesentlich insoweit, als von allem, was existentiell mit Gott zu tun hat, die Aufmerksamkeit abgezogen wird auf das, was, ob das nun geistig-kulturelle oder materielle Werte sind, im positiven oder negativen Sinn unmittelbar erlebbar ist.

Lobkowicz: Ich meine eher: Was uns verlorengegangen ist, ist im Grunde bloß die Bereitschaft, übernatürlich zu denken ...

HK: Ist die von mir genannte Verschiebung von Aufmerksamkeit nicht gerade eine der ganz wesentlichen Ursachen für das Nachlassen der Bereitschaft, übernatürlich zu denken?

Lobkowicz: Wollen Sie damit sagen, daß ein abstrakterer Wirklichkeitsbezug weniger zur Gottesnähe führt als ein naiv-konkreter?

HK: Psychologisch, ja.

Lobkowicz: In einer Weise trifft das sicher zu. Aber Wissenschaft und Technik sind auch wieder nicht weniger real als die naive Schau oder das Handwerk. Nur haben wir Christen vielleicht keine adäquate Weise gefunden, über das „Jenseits“ von Wissenschaft und Technik ebenso lebensnah zu sprechen, wie man früher vom „Jenseits“ der Natur, meta-physisch, gesprochen hat. Wissenschaft und Technik sind eben historisch vom Geiste einer zunächst antikirchlichen und dann überhaupt antireligiösen „Aufklärung“ getragen worden, aber das hat nichts mit deren Wesen zu tun – das gilt es heute zu sagen und zu zeigen.

HK: Also gerät die Zivilisation als solche nicht nur insofern zu einer quasi atheistischen Veranstaltung, als die Hypothese Gott wissenschaftlich nicht gebraucht wird, sondern weil sich ein Lebensgefühl entwickelt, für das Gott existentiell, im Alltagsgeschehen, weil man auch ohne ihn zu erreichen meint, was man erreichen will oder kann, kein Bezugspunkt ist?

Lobkowicz: Große Techniker, geniale Wissenschaftler, mächtige Menschen waren nicht selten sehr fromme Christen ...

HK: Personalisieren Sie das nicht zu stark? Die persönliche Frömmigkeit von Wissenschaftlern möchte ich nicht in Frage stellen. Historisch ist es wohl auch so, auch wenn ich für die Gegenwart, speziell im Blick auf jüngere Wissenschaftler, Zweifel hätte. Aber bewirken ihre Theorien und Ergebnisse, speziell soweit sie über die technische Umgestaltung der menschlichen Lebenswelt kulturprägend sind, auf die Masse der Menschen bezogen, unabhängig von der persönlichen Glaubenseinstellung des Wissenschaftlers, nicht eher das Gegenteil?

Lobkowicz: Das meine ich ja, wenn ich sage, wir haben es verlernt, übernatürlich zu denken. Wir sind Rationalisten geworden – nach oben. Um so mehr bricht das Irrationale in geradezu unheimlicher Weise von unten auf: nicht nur spielen Astrologie und andere Pseudo- und Geheimwissenschaften eine immer größere Rolle, wir werden auch von völlig unerwarteten fanatischen Gewalttätigkeiten menschlichen Verhaltens überrascht. Früher hätte man gesagt, daß, wo Gott zurückgedrängt wird, der Teufel besondere Chancen erhält. Anstatt sich mit dummen Theologien der Revolution zu befassen, sollten Theologen sich diesen Fragen zuwenden ...

HK: Das Thema Theologie würde ich lieber von einer anderen Seite angehen, die direkt mit unserer Ausgangsfrage zu tun hat. Ist der Eindruck falsch, daß die Theolo-

gen sich zwar nicht von der Gottesfrage einfach zurückziehen, aber, bedrängt durch moderne Wissenschaftstheorien, sich entweder mehr um abstraktes Niveau als um konkrete Aussagen bemühen oder, zwar konkret sprechen, aber dabei vor allem „binnenchristlich“, sehr jesuanisch, einseitig christo-logisch, aber wenig theo-logisch argumentieren?

Lobkowicz: Ein christlicher Theologe kann gar nicht genug jesuanisch und christo-logisch sein. Aber er darf nicht aus den Augen verlieren, daß Jesus Christus Gottes Sohn ist und daß Gott die Welt erschaffen hat und regiert. Etwas persönlicher formuliert: es muß klar bleiben, daß Jesus Christus jemand ist, und zwar als die Gestalt, die unter uns Menschen gelebt hat, zu dem wir beten dürfen – und zwar beten dürfen als zum Herrn des Universums ...

„Theologen haben sich von Profanwissenschaften anstecken lassen, die sie oft gar nicht recht beherrschen“

HK: Dem wird niemand, der im christlichen Sinne gläubig ist, widersprechen wollen. Aber es dürfte schwer sein, sich zu Gott als Vater Jesu Christi und zum Gottmenschen Jesus Christus zu bekennen, ohne ein Vorverständnis von Gott, das die „potentia oboedientialis“ im Bewußtsein und Verhalten aktiviert. Deswegen ist für mich die Gottesfrage für Theologie und Verkündigung wie für den einzelnen gerade unter den heutigen Zeitumständen ganz zentral. Und deshalb meine ich, daß es in diesem Sinne erst einmal gilt, die Theologie vom Kopf wieder auf die Füße zu stellen, auch auf die Füße einer „natürlichen“ Theologie ...

Lobkowicz: Ich bin insofern Ihrer Meinung, als ich die Erneuerung einer „christlichen Philosophie“ für sehr nötig halte. Die Auflösung einer theo-logisch orientierten Philosophie ist ein Übel. Ohne sie arbeitet die Theologie gedankenlos mit Begriffen antikirchlicher, z.T. sogar atheistischer Philosophen – wie soll eine Theologie mit der Philosophie Hegels oder gar von Marx verantwortlich arbeiten können? Oder sie reduziert sich auf einen „theo-logischen Positivismus“, der übersieht, daß das Neue Testament vor einem als selbstverständlich angesehenen religiösen Hintergrund geschrieben ist, von dem man nicht so tun kann, als ob er nicht Bestandteil oder Umfeld der Offenbarung wäre ...

HK: Ist die Weltbildabhängigkeit der Theologie von Theorien und Hypothesen der profanen Wissenschaften insgesamt zu groß geworden?

Lobkowicz: Für mich steht außer Zweifel, daß sich viele Theologen von Profanwissenschaftlern haben anstecken lassen, zudem oft von Disziplinen, die sie gar nicht recht beherrschen. Ich sehe dafür zwei Hauptursachen: die auch von Ihnen monierte Auflösung einer theo-logischen Philosophie und das, wie ich fürchte, nicht seltene Über-

sehen des Umstandes, daß Theologie, und mag sie noch so wissenschaftlich sein, ein „betendes Geschäft“ ist. Es hatte schon etwas dafür, wenn an der Universität Fribourg, an der ich studierte, jeder unserer Professoren vor jeder Vorlesung zu einem Gebet niederkniete. Und es hätte viel für sich, wenn jeder Theologe, wenn er eine Vorlesung beginnt, auch nur ganz kurz im stillen Gott bitten würde, er möge verhindern, daß er etwas sagt, was den Glauben einer Zuhörerschaft schädigt. Dann würden Theologen seltener einen so hanebüchenen Quatsch von sich geben, wie es leider immer wieder der Fall ist ...

HK: Sie überfordern Theologen. Quatsch wird gelegentlich von allen Kathedern „verkündet“. Sie haben selbst vorhin vor Wissenschaftsgläubigkeit gewarnt ...

Lobkowicz: ... Ein Gebet, man möge mit Gottes Hilfe in seinem Sinne sprechen, würde auch in anderen Disziplinen nicht schaden, wenn der Gelehrte gläubiger Christ ist. Die Theologie jedenfalls ist nicht nur eine wissenschaftliche Arbeit gewöhnlicher Art; sie hat die Offenbarung Gottes zu deuten, und deshalb hat sie sich ständig zu fragen, ob sie den Glauben vertieft oder den Gläubigen verunsichert.

„Wir haben ein grundsätzliches Problem, das uns von den Zeiten der alten Kirche unterscheidet“

HK: Dem würde ich dagegenhalten: ohne Verunsicherung gibt es keine Bekehrung und insofern auch keinen wirklichen Glauben, da auch der Gläubige der ständigen Bekehrung bedarf.

Lobkowicz: Entschuldigen Sie, das ist ein Wortspiel. Christus hat seine Zeitgenossen sicher verunsichert, indem er ihnen sagte, was sie, wenn sie nicht verbohrte gewesen wären, hätten sehen müssen. Aber das war nicht die Verunsicherung des alten Weibleins, das nach Hause kommt und sagt, der Pfarrer habe erzählt, es gebe in Wirklichkeit gar keinen Gott ...

HK: Wir haben die Hauptfrage etwas aus dem Auge verloren, inwieweit unsere Zivilisation als Lebenszusammenhang, der dem einzelnen den Glauben erschwert oder erleichtert, „atheistisch“ ist bzw. einen praktischen, einen De-facto-Atheismus begünstigt. Heil und Unheil auf die Theologen allein zurückzuführen, geht wohl nicht ...

Lobkowicz: Nein, ich bin nur dafür, daß die Theologie nicht – womöglich auf Kosten des Glaubens – zu hoch eingeschätzt wird. Wir haben ein grundsätzliches Problem, das uns von früheren Zeiten, auch denen der Alten Kirche, unterscheidet. Das Urchristentum konnte wie selbstverständlich den religiösen Fundus der Antike aufbauen. Kein Kirchenvater hat zu einem Publikum gesprochen, das sagte, es gibt Gott nicht. Insofern befinden wir uns mit dem Gottesglauben auf einer Durststrecke.

HK: Durststrecken können durchgestanden werden, aber wie? Eine angeblich oder wirklich frömmere Theologie

wird dafür ebensowenig reichen wie die Wiederbelebung absterbender Tradition. Und vornehmlich auf die „unverbesserlich religiöse Natur des Menschen“ zu bauen hieße wohl auch Gott herausfordern ...

Lobkowicz: Ich würde von einer „unverbesserlichen religiösen Natur des Menschen“ überhaupt nicht sprechen, sondern genauer theologisch von der Gnade, an Gott zu glauben. Von daher halte ich es auch für Unsinn zu sagen, Gott komme in unserer Lebenswelt seltener vor. Es wird nur schwieriger, diese Gnade gleichsam wahrzunehmen; denken Sie nur an den religiösen Aufbruch in Ländern wie in der Sowjetunion, in denen Jahrzehnte hindurch eine atheistische Erziehung gewirkt hat. Freilich: ein aggressiver Atheismus gebiert vielleicht eher einen Gottesglauben als eine Welt, in der es als intolerant gilt, jedenfalls als unintelligent, überhaupt feste Überzeugungen zu haben ...

HK: Müssen „um Gottes willen“ Gläubige selbstbewußter werden, um den Menschen die sie umgebende Schöpfungs- und Geschichtswirklichkeit wieder ungenierter als Werk Gottes begreiflich zu machen ...?

Lobkowicz: ... Wir müssen, glaube ich, vor allem wieder mehr begreifen, was für die Kirchenväter selbstverständlich war: daß wir etwas total Unselbstverständliches glauben. Die Art, wie Origenes sich mit dem Hellenisten Celsus auseinandersetzte, illustriert das recht gut. Celsus war ein unendlich differenzierter, gebildeter Römer griechischen Ursprungs, der das, was Origenes ihm darlegte, für einen Unsinn hielt. Die Torheit des Glaubens gehört zum Christentum. Das war nie eine Frage der Beweisführung, freilich war es in der Antike eine rationale Argumentation über etwas, was vertraut war.

„Zurückgewinnen, was wir am meisten verloren haben: das Bekenntnis zu einem persönlichen Gott“

HK: Der Mut zur Torheit des Glaubens schließt ja rationale Zugänge zur Gottesfrage nicht aus ...

Lobkowicz: Nein, aber wir müssen zurückgewinnen, was wir am meisten verloren haben: Das Bekenntnis zu einem persönlichen Gott: daß wir wieder sprechen über Gott, der die Welt geschaffen hat, zu dem ich beten kann, der hilft, der auch Außerordentliches bewirkt, den wir auch um die Genesung eines Schwerkranken bitten können – und sei es, daß wir dann unsere Naturerkenntnis neu, zurückhaltender deuten müssen. D. h. auch Ausschau halten nach dem Körnchen göttlichen Willens, der im Weltlichen steckt. Wir sollten aber auch davon abkommen, in einem übertriebenen Purismus alles Übernatürliche zwischen Welt und Gott auszuschalten ...

HK: Plädieren Sie damit nicht eher für Gestalten einer vorsäkularen Glaubenswelt, die in einer nicht mehr religiös geprägten Gesellschaft über die jeweilige religiöse „in-group“ hinaus kaum zu einem gesellschaftlich vermit-

telten bzw. vermittelbaren und damit Gesellschaft und Kultur prägenden Gottesbezug führen? Wie können wir existentiell und gesellschaftlich zu „neuen“, plausiblen und glaubwürdigen Zugängen zur Gottesfrage, zum Gottesglauben kommen?

Lobkowicz: Ich weiß nicht recht, was Sie unter einem gesellschaftlich vermittelten Gottesbezug verstehen ...

HK: Einen Gottesglauben, der nicht privatistisch von einzelnen oder in Gruppen gelebt wird, sondern Glaubens-tradition neu schafft, wenn vermutlich auch nicht heute, sondern in Generationen ...

Lobkowicz: Traditionen werden sehr selten bewußt als solche gestiftet. Wir können *nachträglich* feststellen, daß etwa das Staunen über die Regelmäßigkeit der Bewegungen der Sterne und der Gestirne in der Antike oder die Entdeckung der Gesetzmäßigkeit zumal der biologischen Welt im 17. Jahrhundert, oder auch die Armutsbewegungen des hl. Dominikus und des hl. Franziskus besondere Inspirationen der Gotteserkenntnis und der Frömmigkeit hervorgebracht haben. Doch ist es immer sehr schwer, *im voraus* zu sagen, was sich als solches erweisen wird.

HK: Aber Traditionen können befördert werden. Und nur Traditionen öffnen neue Zugänge „für die vielen“ ...

Lobkowicz: Man soll nicht abstrakt in der Kategorie „Zugänge“, sondern konkret in der Kategorie ausstrahlungs-kräftiger Menschen – von Heiligen – denken. Wenn Sie genauer hinblicken, waren es immer Einzelne, die etwas begründet, eröffnet, gestiftet haben. Sie haben dabei immer „die Zeichen der Zeit“ erkannt, wenn auch oft mehr instinktiv als bewußt; und sie haben sich häufig als Varianten von Strömungen vorgestellt, die mit Recht als fragwürdig oder gar häretisch abgelehnt wurden. Franziskus von Assisi z. B. wurde am Anfang für einen Waldenser angesehen. Sie haben aber auf ihre Weise aus dieser Strömung jeweils etwas völlig Neues, Echtes gemacht. Aber ohne Heilige geht es nicht – wobei Heilige zwar Menschen sind, die Gott sich herausgreift, packt und in besonderer Weise begnadet, aber Heilige meist nur dort entstehen, wo noch ein Bewußtsein davon herrscht, daß es ein integrales Element des Christseins ist, sich um Heiligkeit, also Befolgung des Willens Gottes, zu bemühen. Ich sage dies nicht zuletzt deshalb, weil auch christliche Intellektuelle heute nicht selten in Versuchung sind – ich schließe mich da in gar keiner Weise an –, gescheit und einsichtsvoll zu reden, sich aber zugleich wie Wildsäue in den Waldungen Gottes aufzuführen. Den Menschen Gott zugänglich zu machen geht eben nicht ohne das Zeugnis des eigenen Lebens; Worte genügen da nie.

Dokumentation

Voraussetzungen für eine „Verständigung“ zwischen Staat und Gesellschaft

Ein Thesenpapier des Gesellschaftlichen Rates beim Primas von Polen

Der von Erzbischof Glemp geschaffene „Gesellschaftliche Rat beim Primas“, ein Laiengremium unter dem Vorsitz des früheren Sejm-Abgeordneten Stanislaw Stomma, hat Anfang April ein Thesenpapier vorgelegt. In ihm werden Wege aufgezeigt, wie aus dem gegenwärtigen politischen Zustand Polens herauszukommen sei, und entsprechende Forderungen an die Militärregierung gestellt. Ein wichtiger Punkt, aber bei weitem nicht der einzige, ist dabei die Frage nach der Zukunft der Gewerkschaft „Solidarität“, deren Weiterbestehen gefordert, deren Aktivität aber im Sinne von Laborem exercens (Nr. 20) zugleich in Grenzen gewiesen wird. In einem Begleitschreiben an die Bischöfe empfiehlt der Primas ein gründliches Studium des Textes, der, wie der Primas feststellte, von „anderen Vorschlägen der Erneuerung“ abweiche und nicht nur ein von der Lehre der katholischen Kirche inspiriertes Dokument sei, sondern die Meinung breiter, mit der Kirche verbundener Kreise wiedergebe. Das Dokument hat nach

Unruhen in den ersten Maitagen an Aktualität nichts verloren. Es zeigt die Grundpositionen auf, an denen die Kirche in den Kontakten mit der Militärregierung festhalten will. Allerdings sind nach den Maiunruhen selbst Teilverständigungen im Sinne der Kirche noch unsicherer geworden, als sie schon vorher waren. Die hier verwendete Übersetzung ist ein leicht gekürzter Abdruck aus Nr. 115 des „Informationsdienstes des Katholischen Arbeitskreises für zeitgeschichtliche Fragen“, Bonn-Bad Godesberg. Die Zwischenüberschriften und Hervorhebungen sind von der Redaktion.

Die Entscheidungen vom 13. Dezember 1981 haben in Polen eine neue historische Situation geschaffen. In der Periode nach dem August 1980 war in der polnischen Gesellschaft eine gewaltige Hoffnung aufgekommen: die Hoffnung, daß unser Staat – im Rahmen der bestehenden politischen Ordnung sowie der bindenden internationalen